Bärlauch

Von Atlant Bieri

Alle Pflanzen haben Angst vor dem Schatten. Die Pfefferminze wie die Rosen, der Salat, der Flieder und das Gras. Sie fürchten sich vor der Dunkelheit, weil sie das Licht benötigen, wie wir Menschen die Luft zum Atmen. Ohne Licht verhungern sie, denn nur mit ihm können sie die Photosynthese betreiben und so den lebenswichtigen Zucker herstellen. Weil es ohne das nicht geht, haben sie eine Vielzahl von Strategien entwickelt, um sich einen Platz an der Sonne zu sichern. Allen voran steht der Bärlauch. Er ist ausgewachsen nur gerade mal 30 Zentimeter hoch. Das prädestiniert ihn geradezu als Verlierer im Wettkampf um das Licht. Doch wer klein ist, muss eben besonders erfinderisch sein, wenn er es allen anderen zeigen will.

Das fängt damit an, dass er seinen Wecker auf Februar stellt. Denn wer früh aufsteht, kommt auch früher ans Ziel. Doch im Februar ist der Boden gefroren, der Schnee liegt noch knöcheltief und die Sonne spendet nur ein kümmerliches Licht für wenige Stunden des Tages. Es ist kalt und die Nährstoffe sind in der beinharten Erde festgefroren – gerade das ist die Horrorvision aller Pflanzen.

Das gilt auch für den Bärlauch, der als Zehe zehn Zentimeter tief unter der Erde steckt, gerade weil er sich von dieser feindlichen Welt schützen will. Doch just in diesem Augenblick klingelt im Innern seiner Zellen der Wecker. Seine biologische Uhr rüttelt ihn wach, sagt ihm aus einem gänzlich undefinierbaren Grund, dass es jetzt Zeit ist, mit dem Wachsen zu beginnen. Das kann ja nur ein Irrtum sein! Bei Schnee und Eis gedeihen keine Pflanzen. Als aber die Säfte von einer Zelle zur nächsten zu fliessen beginnen, da fährt die Erkenntnis wie ein Blitzschlag in ihn.

Eine Erleuchtung durchdringt ihn plötzlich, eine Gewissheit, eine fixe Idee, die kein Gehirn braucht, um gedacht zu werden, weil sie nicht gedacht werden muss, weil sie ist in seine Gene geschrieben ist: Vermeide den Schatten! Diese Aufforderung wird zu seinem Pulsschlag, zu seinem geheimen Antrieb. Er weiss nicht wirklich, was das bedeutet, er weiss nur, dass wenn er jetzt nicht damit beginnt, all seine Kräfte für das Wachstum zu mobilisieren, sein Ende besiegelt ist.

Zur selben Zeit im Garten ist es totenstill. Nur eine Amsel hüpft nochmals zum Futterplatz um nachzusehen, ob die Grünlinge ein paar Sonnenblumenkerne übrig gelassen haben und verdrückt sich dann wieder in eine windgeschützte Ecke. Sie würde sich wundern, wenn sie

von den eigenartigen Vorgängen unmittelbar unter ihr wüsste. Dort ist die Bärlauchzehe gerade daran das schier unmögliche zu versuchen. Sie muss ihren ersten Blatttrieb eine ganze Handbreite durch kalte ja vielleicht in den letzten Zentimetern gar gefrorene Erde treiben. Und das ohne die Hilfe der Sonne, ohne die Hilfe des so begehrten Lichts.

Dieses Kunststück gelingt ihr nur, weil sie bis zum Rand mit Zucker voll getankt ist. Doch auch die stärksten Batterien halten nicht ewig. Darum sputet sich der Bärlauch. Als er nach einigen Wochen die oberste Bodenschicht durchbricht, wächst er einfach weiter ohne Pause. Der Trieb steht jetzt mitten im Schnee, doch das kümmert ihn nicht sonderlich. Seine innere Uhr sagt ihm, dass es Anfang März ist und die Temperaturen bald steigen müssen und die Sonne in den Blättern endlich die Photosynthese in Gang setzen wird.

Der Erfolg dieser Spekulationen ist für jeden sichtbar, der nach der Schneeschmelze einen Rundgang im Garten macht. Wie Nadeln stehen die säuberlich zusammengefalteten Blatttriebe in Reih und Glied. Jedoch vom Löwenzahn, vom Kriechenden Günsel oder von der Lichtnelke ist weit und breit nichts zu sehen. Ausgezeichnet für den Bärlauch. Seine Konkurrenz hat verschlafen. Früh aufstehen und das Vertrauen darauf, dass die Sonne ihr Werk tun wird, hat sich gelohnt.

Jetzt wird auch noch etwas viel Bedeutenderes sichtbar. Ein Bärlauch steht niemals allein. Vielmehr strecken sie sich zu Tausenden über das vom Schnee zerdrückte Gras – eine unheimliche Armee, von der niemand weiss, welchen Auftrag sie hat. Wie auf Kommando sind sie alle gleichzeitig aus dem Boden geschossen und wie auf Kommando beginnen sie jetzt ihre Blätter zu entrollen.

Wer den Nerv hat hinzusehen, fragt sich unweigerlich, wer hier den Takt angibt. Die Blätter entfalten sich synchron wie die Arme von Balletttänzerinnen – einem Fussballfeld von Balletttänzerinnen. Das Geheimnis liegt in der Zehe und in ihrer inneren Uhr. Sie ist auf den Tag genau mit allen anderen Uhren synchronisiert. Es ist nicht eine Zehe, die im Februar aus dem Winterschlaf erwacht, es sind Tausende zur gleichen Zeit. Und weil sie alle gleich tief im Boden liegen und das Wachstum bei allen gleich schnell abläuft, öffnen auch alle zur gleichen Zeit ihre Blätter. Die weit ragende Bedeutung davon wird schon bald ersichtlich.

Doch zunächst legt der Bärlauch einen dreissig-Zentimeter-Sprint hin. Gestärkt von der Energie der Sonne wachsen seine Blätter nun mit der atemberaubenden Geschwindigkeit von einem halben Zentimeter pro Tag. Zwar ist das kein Rekord – der Löwenzahn tut es im Sommer vier mal schneller – doch so früh im Jahr macht das dem Bärlauch keiner nach. Allerdings schafft auch er das nur, Dank eines Tricks. Ein guter Trick wohlgemerkt, auf dem

schon ganze Volkswirtschaften gegründet worden sind. Die Hersteller von Billiguhren kennen ihn nur zu gut: Senke die Qualität und du steigerst die Produktion.

Seine Blätter sind in der Tat sehr dünn und im Grunde der reinste Pfusch. Wer einen Spaziergang im Garten macht, wird das sofort bestätigen können. Die zerbrechlichen Blattstängel knicken schon bei geringer Belastung. Aus den aufgebrochenen Leiterbahnen verströmt ein intensiver Knoblauchgeruch – der Duft von Untergang und Zerfall, von billigem Baumaterial und schnell zusammengeflicktem Gewebe.

Doch genau wie Billiguhren ist auch der Bärlauch bei seiner Kundschaft äusserst beliebt. Seine Blätter sind im Frühjahr in aller Munde. Köche geben ihnen in ihren Rezepten die Hauptrolle, Metzger mischen sie in das Wurstbrät und die Grossmütter schnetzeln sie grosszügig in den Salat. Vor Tausenden von Jahren sollen sich schon die wilden Bären an ihnen gütlich getan haben. Ihnen verdankt der Bärlauch seinen Namen.

Doch obwohl es von grossem Vorteil ist, dass er vom Volk geliebt wird, geht es ihm um etwas anderes. Bald schon kann er seine Hintergedanken nicht länger verbergen. Nach einigen Wochen hat sich der Teppich aus schnellwüchsigen Blättern vollständig geschlossen. Wie die Ziegel auf einem Dach lagern sie übereinander. Jedes Blatt wird von seinem Nachbarn zur Hälfte oder mehr verdeckt. Eine komplett lichtdichte Barriere ist entstanden.

Jetzt reibt sich der Bärlauch die Hände. Nicht er, der Kleine, Unscheinbare ist es, der unter dem Schatten der anderen dahinvegetiert, nein, es sind alle anderen, die jetzt gerade erst erwachen und sich von ihrem schlimmsten Albtraum, dem Schatten, heimgesucht sehen.

Nun kann sich der Bärlauch in aller Ruhe seiner Bestimmung widmen. Wie alle Lebewesen strebt er danach, sich zu vermehren. Und zu diesem Zweck treibt er eine Blütenknospe zwischen den Blattstängeln empor. Das geht langsamer vor sich als zuvor bei den Blättern. Aber es ist ja auch ein ganz anders Produkt. Nicht billig, sondern von ausgezeichneter Qualität soll es jetzt sein.

Der dreikanntige Stängel, der die gut verpackten Blüten trägt, ist stabil und widerstandsfähig. Das zeigt sich, als im Mai die Südseite des Gartens von Trockenheit geplagt wird. Die dünnen Blätter sind schlechte Feuchtigkeitsspeicher und verlieren ihre Spannkraft schnell. Unter der sengenden Sonne hängen sie wie eingefallene Gesichter an der Blattrippe und bald gibt diese selbst immer mehr dem Zug der Gravitation nach. Ein trauriges Bild. Doch der Blütenstängel spielt in einer ganz anderen Liga und ragt wie eh und je in den Himmel und wächst mit jedem Tag ein Stück weiter.

Es ist ein geradezu verdächtiges Wachstum. Denn selbst wenn man die Blätter abreisst, vergrössert sich die Blütenknospe von Tag zu Tag. Grenzt das an Magie, an eine Umkehrung der Gesetze der Natur? Das Blatt ist immerhin der Energielieferant der Pflanze. Fährt etwa ein Auto noch, wenn es seinen Motor verloren hat? Nein. Aber die Ingenieure des Subarus haben ja auch nicht seit 20 Millionen Jahren an der Technik getüftelt, wie das die Evolution beim Bärlauch machte. Für den Fall, dass jemand die schmackhaften Blätter abreisst, hat sie einen Notfallplan entwickelt. Sie baute einen zweiten Tank in diese Pflanze ein: die Zehe. Sie enthält genug Energiereserven, um das grosse Werk zu vollenden, geschehe, was wolle.

Der Bärlauch funktioniert wie eine kleine Solaranlage auf dem Hausdach. In Zeiten des Überflusses, im Frühling, wenn das Verhältnis zwischen Licht und Feuchtigkeit perfekt ist, lagert die Zehe den Zucker aus den Blättern ein. Sobald sich die Umweltbedingungen verschlechtern – bei Trockenheit etwa oder wenn Grossmutter mit dem Küchenmesser in den Garten kommt – zehrt die Pflanze sofort von den angelegten Reserven der Zehe. So kann es sein, dass die Blätter bereits ganz zerfleddert sind, wenn die Blüten sich endlich öffnen.

Für den Kriechenden Günsel und die Erdbeeren ist die kurze Lebensspanne der Blätter ein Segen. Endlich bricht das Licht mit voller Wucht durch den ehemals perfekt geschlossenen Teppich, der zerfetzt und durchlöchert keine Gefahr mehr für sie darstellt. Ihre Zeit ist gekommen, sie übernehmen jetzt das Feld. Es steht böse um den Bärlauch. Links, rechts, vorne und hinten schiessen seine Nachbarn in die Höhe, nehmen ihm das Licht weg, lassen ihn mehr und mehr im Schatten stehen.

Und als seine Samen ein paar Wochen später reif sind und aus den trockenen Hüllen zu Boden fallen, werden sie in einen Alptraum hineingeboren. Jeder von ihnen ist umzingelt von allerlei Kräutern und Gestrüpp und zu allem Überfluss schlägt der Holunderstrauch seitlich aus und begräbt die armen Kerle gänzlich unter sich. Schatten nichts als Schatten.

Die Mutterpflanze kann ihnen nicht mehr helfen. Mit ihr geht es zu Ende. Still zieht sie sich in die Erde zurück. Der Blütenstängel trocknet langsam von oben nach unten aus, die Zehe saugt den letzten Rest Energie aus ihm heraus und hortet ihn bei sich in zehn Zentimetern Tiefe. Dann fällt das dürre Skelett um, vermodert und dient zu allem Überfluss den anderen Pflanzen auch noch als Nahrung.

Die Samen liegen begraben zwischen den Stängeln und gefallenem Laub. Wenn sie jetzt keimen, sind sie tot. Ihre Blätter würden kein Licht erhalten, es wäre ein Desaster. Doch zum Glück hat ihre Mutter vorgesorgt. Sie hat ihnen vor ihrem Rückzug in den Boden ein letztes Geschenk gemacht. Die Fähigkeit Jahreszeiten zu erkennen. Die Samen erwachen erst, wenn

die Temperaturen zuerst für längere Zeit unter null Grad gefallen sind, wie sie es im Winter tun, und danach wieder steigen. Dann wissen sie, dass es Frühling ist und dass die anderen Pflanzen nunmehr abgestorben sind oder zumindest ihre Blätter sich noch nicht entfaltet haben. Genau unter diesen Bedingungen keimen sie, denn nur so haben sie eine Chance.

Die mütterliche Vorsorge geht sogar noch weiter. Die Zehe gibt sich nämlich nicht damit zufrieden, ihren Samen das Wissen um die Zeit zu schenken und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen. Das ist ihr zu riskant. Darum greift sie zu einem Mittel, das eigentlich gemäss Genfer Protokoll von 1925 von der Welt geächtet wird: der Erstschlag mit einer chemischen Waffe.

Pflanzen sind bekanntlich wahre Chemiefabriken. Sie stellen in ihren Zellen Tausende von Verbindungen her. Einige davon dienen ihnen als Nahrung, wie zum Beispiel der Zucker. Andere locken Insekten an, wie beispielsweise die Duftstoffe einer Blüte. Und wieder andere dienen zur Verteidigung – oder zum Angriff, wie die Phenolsäuren. Das sind kleine Moleküle, die aussehen wie runde Käfer mit zwei Fühlern und einem Schwänzchen. Ihre Wirkung hat jedoch nichts mit putzigen Käferchen gemein.

Die Zehe schwitzt diese Phenolsäuren während des ganzen Jahres aus und gibt sie an den umgebenden Boden ab. Würden wir Menschen neben dem Bärlauch in der Erde sitzen, uns ginge es hervorragend. Denn Phenolsäuren haben eine Krebs hemmende Wirkung auf unseren Körper. Es ist also pure Medizin, welche die Pflanze abgibt. Doch der Löwenzahn und die Lichtnelke sehen das ganz anders.

Für ihre Samen sind Phenolsäuren geradezu lähmend. Das heisst, sie sind nicht mehr in der Lage, zu keimen. Und das ist noch schlimmer als zu viel Schatten. Denn wer von Anfang an zur Tatenlosigkeit verdammt ist, hat nicht den Hauch einer Chance. Ideale Voraussetzungen für die Samen des Bärlauchs. Sie sind immun gegen die Phenolsäure und haben so ein freies Feld. Sie keimen nunmehr im Frühjahr ohne lästige Konkurrenz in der Nachbarschaft, ohne dass jemand kommt und unversehens einen Schatten auf sie wirft.